

Dirk Schumann

Gewalterfahrungen und ihre nicht zwangsläufigen Folgen.

Der Erste Weltkrieg in der Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts*

In den vierjährigen Kämpfen des Ersten Weltkriegs verloren über 9 Millionen Soldaten ihr Leben, über 15 Millionen wurden verwundet. Hinzu kam eine nicht genau bestimmbare, aber in die Millionen reichende Zahl ziviler Todesopfer, die Hunger und Entkräftung erlitten. Übergriffe von Besatzungstruppen trafen auch viele Frauen. Kaum einer Familie in den am Krieg beteiligten Nationen blieb die Konfrontation mit seinen Leiden erspart. So hinterließ die Gewalt des Krieges neben unzähligen individuellen Narben vielfältige Herausforderungen für Politik und Gesellschaft. Kriegsoffer mussten versorgt, Formen der Kriegserinnerung und -deutung gefunden und gegen konkurrierende Interpretationen verteidigt werden.

Welche Wirkungen die ausgeübte und erlittene Gewalt des Krieges in den Jahrzehnten danach entfaltete, lässt sich nicht getrennt von den großen politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen der Zeit bestimmen. Wie sich individuelle Gewalterfahrungen in kollektive Verhaltensdispositionen und organisierte politische Bewegungen umsetzten, vollzog sich im Einklang mit den Mustern der Kriegserinnerung und -deutung auf nationaler Ebene. Hinzu kamen als wichtiger, aber mit dem Krieg nur mittelbar verbundener Faktor, die Reaktionen, welche die bolschewistische Revolution außerhalb Russlands auslöste. Im Ganzen gesehen kann von einer durchgängigen Brutalisierung der europäischen Gesellschaften als Folge des Ersten Weltkriegs nicht die Rede sein. Während sich in England und Frankreich nach 1918 relativ einheitliche und tendenziell pazifistische Erinnerungskulturen herausbildeten, prägte der Streit um die Deutung des Krieges die politische Kultur in Deutschland und trug zu ihrer Militarisierung bei. Nach den Schrecken des Zweiten Weltkriegs wandelte sich jedoch auch in Deutschland der Erste zum Symbol sinnlosen Massensterbens.

* Ich danke Benjamin Ziemann für seine Kommentare und Anregungen.

Die Gewalterfahrungen des Krieges

Wie verbreitet die Kriegsbegeisterung im August 1914 tatsächlich war, ist neuerdings fraglich geworden.¹ Doch unabhängig davon, wie viele Soldaten auf ein umfassendes Erneuerungserlebnis hofften, wie viele allein aus patriotischer Entschlossenheit zu den Fahnen eilten oder nur dem Zwang des Gestellungsbefehls folgten – die meisten erwarteten einen Krieg, der nach wenigen Wochen oder allenfalls Monaten vorüber sein und dem Muster der deutschen Einigungskriege folgen würde. Das populäre Kriegsbild der Jahre vor 1914 war von raschen Vormärschen und kurzen Durchbruchsschlachten bestimmt, die hinreichend Gelegenheit boten, sich durch persönliche Gewandtheit und Tapferkeit auszuzeichnen.² „Wir Jungen hatten nur eine Angst: es könne wirklich zu Ende sein, bevor wir dabeigewesen waren,“ notierte der Kriegsfreiwillige Carl Zuckmayer.³ Auch die Militärexperten orientierten sich vor 1914 am Modell des Bewegungskrieges. Sie waren sich jedoch bewusst, dass die Soldaten in künftigen Schlachten eine Feuerzone überwinden mussten, die angesichts neuer Waffenentwicklungen weit aus gefährlicher und tödlicher war als jemals zuvor. Artilleriegeschütze, die nicht mehr nach jedem Schuss nachjustiert werden mussten, und das nun vielerorts eingesetzte Maschinengewehr würden jeden Frontalangriff zu einem verlustreichen Unternehmen werden lassen.⁴

Schon in den ersten Kriegswochen wurden solche Annahmen zur traurigen Realität. Als im November 1914 nach drei Monaten die Front im Westen von der Nordsee bis zu den Vogesen erstarrte, waren hier allein auf deutscher Seite eine halbe Million Soldaten gefallen oder verwundet worden.⁵ Niemand gab sich mehr der Illusion hin, dass der Krieg bald zu Ende sein werde. Während er im Osten als Bewegungskrieg weiterging, der den

¹ Jeffrey Verhey, *Der „Geist von 1914“ und die Erfindung der Volksgemeinschaft*, Hamburg 2000.

² Dirk Schumann, *Der brüchige Frieden. Kriegserinnerungen, Kriegsszenarien und Kriegsbereitschaft*, in: Ute Frevert (Hg.), *Das Neue Jahrhundert. Europäische Zeitdiagnosen und Zukunftsentwürfe um 1900*, Göttingen 2000, S. 113-145; Thomas Rohkrämer, *Der Militarismus der „kleinen Leute“*. *Die Kriegervereine im Deutschen Kaiserreich 1871-1914*, München 1990, S. 276-283.

³ Carl Zuckmayer, *Als wär's ein Stück von mir. Horen der Freundschaft*, Frankfurt a.M. 1966, S. 194.

⁴ Dieter Storz, *Kriegsbild und Rüstung vor 1914. Europäische Landstreitkräfte vor dem Ersten Weltkrieg*, Herford 1992.

⁵ Roger Chickering, *Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg*, München 2002, S. 42.

Mittelmächten große Geländegewinne bescherte, wurde er im Westen zum Stellungskrieg mit einem Doppelgesicht. Längeren Ruhephasen folgten groß angelegte Offensiven, die endlich den entscheidenden Durchbruch durch die feindlichen Linien erzielen sollten. Die von Februar bis Juli 1916 sich hinziehende Schlacht um Verdun hinterließ eine halbe Million Tote und Verwundete auf deutscher und französischer Seite, der englische Vorstoß an der Somme im Juli 1916 kostete allein am ersten Tag fast 20.000 Angreifer das Leben. Ähnliche katastrophale Fehlschläge waren die alliierten Offensiven 1917 bei Passchendaele und am Chemin des Dames.⁶ Während solche verlustreichen Unternehmungen die Kampfbereitschaft der meisten Soldaten sinken ließen und 1917 sogar zu massenhaften Befehlsverweigerungen in der französischen Armee führten, versuchten die Militärs beider Seiten, aus Fehlern zu lernen. Auch die deutsche Frühjahrs-offensive vom März 1918 lief sich nach einigen Wochen und erheblichen Verlusten fest, doch hatten ihre Stoßtrupps gezeigt, wie erfolgreich kleine, beweglich operierende, aber mit großer Feuerkraft ausgestattete Einheiten im Prinzip sein konnten. Nach demselben Muster, nun aber mit frischeren Truppen, größeren Reserven und massiver Unterstützung durch die neuen „Tanks“ unternahmen die Alliierten ihre ungleich erfolgreichere Gegenoffensive im Sommer 1918.⁷

Es war kein Zufall, dass in den faschistischen Bewegungen der Nachkriegszeit die Angehörigen jener Stoßtrupps und Sturmabteilungen, der „Arditi“ in Italien, eine prominente Rolle spielten. Doch sie verkörperten nur eine kleine Minderheit der Frontsoldaten. Überhaupt wäre es verfehlt, von einer einheitlichen Front- und Gewalterfahrung der Soldaten auszugehen. Das lässt sich am deutschen Beispiel anschaulich zeigen. Über 13 Millionen und damit 85% aller deutschen Männer im wehrfähigen Alter (von 18 bis 49 Jahren) wurden zum Militärdienst eingezogen. Zwar gehörten drei Viertel von ihnen dem Feldheer an, immerhin ein Viertel aber dem Besatzungsheer. Doch auch die Soldaten des Feldheeres, soweit sie an der Westfront eingesetzt waren, lagen von 1914 bis

⁶ Gerd Krumeich, Art. „Verdun“, in: *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, hrsg. v. Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz in Verbindung mit Markus Pöhlmann, Paderborn 2003, S. 942-944; Peter Simkins, Art. „Somme“, in: ebd., S. 851-855; John M. Bourne, Art. „Flandern“, in: ebd., S. 489-494; Markus Pöhlmann, Art. „Chemin des Dames“, in: ebd., S. 411f.

⁷ Jean-Jacques Becker, Art. „Meutereien in der französischen Armee“, in: *Enzyklopädie (Anm. 6)*, S. 710f.; Gerhard P. Groß, Das Dogma der Beweglichkeit. Überlegungen zur Genese der deutschen Heeres-taktik im Zeitalter der Weltkriege, in: Bruno Thoß/Hans-Erich Volkmann (Hg.), *Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg. Ein Vergleich. Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland*, Paderborn 2002, S. 143-166, hier S. 151-153.

1918 keineswegs dauernd im Trommelfeuer der feindlichen Artillerie. Im Durchschnitt verbrachte keiner von ihnen mehr als 15 Monate im Feldheer. An der Front selbst wechselte der fünf bis sieben, manchmal bis zu zehn Tage dauernde Dienst in der vordersten Linie mit Bereitschaftsdienst gleicher Länge und mehrtägigen Ruhepausen in rückwärtigen Quartieren. Hinzu kam gelegentlicher Urlaub, besonders für Mannschaften bäuerlicher Herkunft.⁸ So wurden die Bindungen zum Zivilleben nicht vollständig gekappt. Weiterhin ist wichtig festzuhalten, dass die Soldaten sich durchaus nicht als kaltblütige Tötungsmaschinen erwiesen, wenn sie in ein Gefecht verwickelt wurden. Über drei Viertel aller von 1914 bis Ende 1917 verletzten französischen Soldaten hatten ihre Verwundungen durch Artilleriegeschosse, also nicht durch Gewehrfeuer oder im Nahkampf erhalten. Gleiche Relationen darf man für ihre Gegner annehmen.⁹

So konnten die Kämpfe und Schlachten des Ersten Weltkriegs in ganz unterschiedlicher Weise erfahren, erinnert und gedeutet werden. Die Bandbreite reichte vom Krieg als Inbegriff des sinnlosen Opfers von Millionen, massenhaften Sterbens, seelischer und körperlicher Verstümmelung bis hin zu seiner Interpretation als Geburtsstätte eines neuen Menschentypus, des unerschrockenen, harten und entschlossenen (männlichen) Kämpfers, der nach dem Krieg den Wiederaufbau der Nation anführen sollte.¹⁰ Auch wenn diese Position im Lauf der 1920er Jahre in Deutschland in den Vordergrund rücken sollte, war sie keineswegs unumstritten und repräsentativ nur für eine Minderheit der Frontsoldaten.

Zur Gewaltgeschichte des Ersten Weltkriegs gehörte auch Gewalt, die außerhalb der eigentlichen militärischen Operationen stattfand. Gut untersucht sind mittlerweile die Übergriffe der deutschen Truppen bei ihrem Vormarsch durch Belgien im August 1914. Unter dem Zeitdruck des Schlieffenplans und vom Widerstand der belgischen Armee überrascht, glaubten die deutschen Soldaten sich durch hinterhältige Angriffe der belgischen Zivilbevölkerung bedroht. Das deutsche Oberkommando verstärkte diese Kolle-

⁸ Benjamin Ziemann, *Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914-1923*, Essen 1997, S. 58f., 77.

⁹ Ders., Art. „Soldaten“, in: *Enzyklopädie* (Anm. 6), S. 155-168, hier S. 157. Vgl. allg. Thomas Kühne/Peter Gleichmann (Hg.), *Massenhaftes Töten. Kriege und Genozide im 20. Jahrhundert*, Essen 2004.

¹⁰ Karl Prümm, *Die Literatur des Soldatischen Nationalismus der 20er Jahre (1918-1933). Gruppenideologie und Epochenproblematik*, Kronberg/Taunus 1974; Hans-Harald Müller, *Der Krieg und die Schriftsteller. Der Kriegerroman der Weimarer Republik*, Stuttgart 1986.

tivpsychose durch seine Befehle, die zum rücksichtslosen Brechen jeden Widerstandes aufriefen. Geiselnahmen und Deportationen, die Zerstörung einer ganzen Reihe von Dörfern und Städten, vor allem aber die Erschießungen von über 5,000 Zivilisten, darunter auch Geistlichen, waren die Folge. Außerdem kam es zu zahlreichen Vergewaltigungen; sie sind auch für die russische Invasionsarmee in Ostpreußen und die österreichisch-ungarischen Truppen in Serbien belegt.¹¹ 1916/17 verbrachten die deutschen Besatzungsbehörden unter Bruch der Haager Landkriegsordnung zehntausende Belgier zur Zwangsarbeit nach Deutschland und ließen erst nach internationalen Protesten davon ab. 30,000 Frauen und Mädchen wurden um Ostern 1916 als ‚unnütze Esser‘ zum Verlassen von Gebieten an der Westfront gezwungen. Noch brutaler ging das russische Militär vor, als es 1915 auf seinem Rückzug vor den deutschen Verbänden 1,5 Millionen Balten, Polen und Juden, die es der Zusammenarbeit mit dem Feind verdächtigte, nach Osten deportierte.¹²

Beim gegenwärtigen Stand der Forschung lassen sich nur mit Vorsicht Verbindungen zwischen solchen Übergriffen deutscher Truppen gegen die feindliche Zivilbevölkerung im Ersten und den um vieles brutaleren im Zweiten Weltkrieg herstellen. Schließlich waren es Polen und die Sowjetunion, nicht Westeuropa, wo Wehrmacht und Einsatzgruppen ihre Vernichtungsfeldzüge führten. Man wird genauer zu untersuchen haben, welche Wirkungen die Misshandlung der Zivilbevölkerung bei den beteiligten deutschen Soldaten hinterließ. Für die an der Ostfront eingesetzten hohen Wehrmachtsgeneräle aber hat Johannes Hürter kürzlich erste Ergebnisse vorgelegt. Danach erlebten sie den Umgang mit der Zivilbevölkerung im besetzten Belgien und Frankreich während des Ersten Weltkriegs als sozialdarwinistisch gerechtfertigten Traditionsbruch und waren, so lässt sich vermuten, auch deshalb später im Osten bereit, noch weiter zu gehen.¹³

Zum Inbegriff einer schrecklichen neuen Qualität von Gewalt gegen die Zivilbevölkerung im Ersten Weltkrieg ist der Völkermord an den Armeniern geworden. Jungtürki-

¹¹ John Horne/Alan Kramer, War Between Soldiers and Enemy Civilians, 1914-1915, in: Roger Chickering/Stig Förster (Hg.), *Great War, Total War. Combat and Mobilization on the Western Front*, New York 2000, S. 153-168; dies., *Deutsche Kriegsgreuel 1914: die umstrittene Wahrheit*, Hamburg 2004.

¹² Alan Kramer, Art. „Deportationen“, in: *Enzyklopädie* (Anm. 6), S. 434f.

¹³ Johannes Hürter, Kriegserfahrung als Schlüsselerlebnis? Der Erste Weltkrieg in der Biographie von Wehrmachtsgenerälen, in: Thoß/Volkmann (Hg.), *Erster Weltkrieg* (Anm. 7), S. 759-771, bes. S. 766-768.

scher Nationalismus, tief verwurzelte Ressentiments gegenüber einer andersgläubigen Minderheit und die allgemeine Mobilisierung für den Krieg standen hinter dem Beschluss der türkischen Militärführung vom April 1915, die Armenier aus den Grenzgebieten zum Kriegsgegner Russland zu deportieren und dann ihrem Schicksal zu überlassen. Männer, Frauen und Kinder wurden zusammen getrieben und auf Todesmärsche durch das anatolische Hochland geschickt oder in Viehwaggons gepfercht und nach Süden verbracht. Insgesamt kamen 1,5 Millionen Armenier ums Leben: erschossen, erschlagen, verhungert oder an Entkräftung und Krankheit gestorben. Während internationale Beobachter, unter ihnen auch deutsche, die Ereignisse mit Entsetzen wahrnahmen, beteiligten sich deutsche Offiziere an den Deportationen. Die Reichsleitung verzichtete darauf zu intervenieren, um die Zusammenarbeit mit dem verbündeten Osmanischen Reich nicht zu stören.¹⁴

Parallelen zwischen dem Genozid an den Armeniern und dem Holocaust sind offensichtlich, doch wäre es verfehlt, einen direkten Kausalzusammenhang herzustellen. Die mörderische Energie war 1915 geringer und die Kriterien für die Auswahl der Opfer waren weniger klar als 25 Jahre später. Mehrere hunderttausend Armenier überlebten die Todesmärsche oder konnten fliehen, und die armenischen Gemeinden in Konstantinopel und Smyrna, wo die Zahl ausländischer Beobachter erheblich größer war, blieben weitgehend verschont. Die Konversion zum Islam rettete tausenden Armeniern das Leben – getauften Juden dagegen bot ihr neuer Glaube keinen Schutz vor der Verfolgung durch das nationalsozialistische Regime. Es ist nicht gesichert, dass Hitler in einer Rede vor Wehrmachtsgenerälen wenige Tage vor dem Überfall auf Polen tatsächlich das Schicksal der Armenier im Ersten Weltkrieg als Beleg dafür angeführt hat, dass im Krieg alles erlaubt sei und den Sieger niemand nach seinem Recht frage.¹⁵ Doch auch wenn es so gewesen sein sollte: Der mörderische Antisemitismus und die Gewaltbereitschaft gegenüber polnischen und russischen „Untermenschen“, die sich unter dem NS-Regime entfalteten, wurzelten in sozialdarwinistischen Überzeugungen, die sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts herausgebildet hatten. Ihre Radikalisierung begann im

¹⁴ Norman N. Naimark, *Flammender Hass. Ethnische Säuberungen im 20. Jahrhundert*, München 2004, S. 29-75; Wolfgang Gust, *Der Völkermord an den Armeniern*, München 1993.

¹⁵ Naimark, *Hass* (Anm. 14), S. 77; vgl. Ian Kershaw, *Hitler 1936-1945*, Stuttgart 2000, S. 295, der einen solchen Bezug zu den Armeniern nicht erwähnt.

Ersten, vollzog sich aber vor allem im Zweiten Weltkrieg. Der Völkermord an den Armeniern mag als verstärkender Faktor hinzugetreten sein, ursächlich war er nicht.

Die Reorganisation militärischer Gewalt

Im Verlauf des Ersten Weltkriegs, vor allem in seiner zweiten Hälfte, waren neue Waffensysteme zum Einsatz gekommen, die Feuerkraft und Beweglichkeit in besonders effizienter Weise zu kombinieren versprachen: U-Boote, Jagd-, Aufklärungs- und Bombenflugzeuge und ähnlich eingesetzte Luftschiffe sowie die zunächst als „Tanks“ bezeichneten Panzer. Hervorgebracht von den hoch entwickelten Industriewirtschaften der großen europäischen Nationen schienen sie eben diesen Nationen den Weg zu weisen, auf dem sich eine Wiederholung des vierjährigen Abnutzungskriegs mit seinen belastenden Folgen für die Zivilbevölkerung auf allen Seiten würde vermeiden lassen. Nach 1918 versuchten die militärischen Planer deshalb, jene Waffensysteme zu perfektionieren und ihnen im Rahmen der jeweiligen strategischen Prioritäten eine Schlüsselrolle zuzuweisen. Damit rückten gut ausgebildete und lange dienende Spezialisten ins Zentrum der Armeestrukturen. Zugleich hielten die Planer, je nach Nation mit unterschiedlichem Nachdruck, am Konzept des Massenheeres fest. Eine Elite von Kämpfern würde die hochwirksamen Gewaltmittel des Zukunftskrieges bis weit ins feindliche Hinterland tragen und für eine schnelle Kriegsentscheidung sorgen, doch sollten alle wehrfähigen Männer weiterhin in der Lage sein, an jener Gewaltmaschinerie mitzuwirken.

Die Sowjetunion war das einzige Land, das in der Zwischenkriegszeit eine Armee aufzubauen versuchte, die sowohl ein Massenheer als auch umfassend mit moderner Waffentechnik ausgestattet war. Geheimdienstlich-politische Kontrolle auf allen Ebenen sollte ihre Zuverlässigkeit gewährleisten. Stalins Verfolgungswahn sorgte dann freilich dafür, dass ihr beim deutschen Überfall 1941 die kompetente Führung fehlte. In Frankreich, wo der Gedanke der allgemeinen Volksbewaffnung gerade von der Linken emphatisch vertreten wurde, sollten schlagkräftige kleine Verbände einen durch die Maginot-Linie nach Norden gelenkten deutschen Vormarsch aufhalten, um der allgemeinen Mobilisierung ausreichend Zeit zu verschaffen. Auch das britische Militär wollte mit einem hoch technisierten, auf Panzerverbände gestützten Expeditionskorps in einen Krieg auf dem Kontinent eingreifen, während es in einer ausdifferenzierten Luftwaffe

die Möglichkeit sah, den Krieg vom eigenen Land fernzuhalten, ihn durch den Einsatz im feindlichen Hinterland rascher zu entscheiden und die eigenen Opfer dabei gering zu halten.¹⁶

Die deutsche Reichswehr stand in den 1920er Jahren vor dem besonderen Problem, durch den Versailler Vertrag einer Beschränkung auf 100,000 Mann zu unterliegen und die modernen Waffensysteme nur zum Teil nutzen zu können. Es ist seit langem bekannt, wie die Militärführung versuchte, diese Auflagen durch die geheim gehaltene Zusammenarbeit mit der Roten Armee auf dem Gebiet der Waffentechnik und durch den verdeckten Aufbau von Reserveformationen zu umgehen. Dabei verstand der erste Chef der Heeresleitung, Hans von Seeckt, die Reichswehr in erster Linie als Eliteformation, die sich in möglichst großer Unabhängigkeit von den gegebenen politischen Verhältnissen darauf konzentrieren sollte, die Grundlagen für einen späteren Ausbau zu legen. Jüngere Studien haben im Anschluss an die Forschungen Michael Geyers herausgearbeitet, wie intensiv die Fachleute des Truppenamtes insbesondere nach dem Abgang Seeckts 1926 für eine Armee planten, die so eng mit der Gesellschaft verwoben war, dass sie deren Ressourcen möglichst umfassend nutzen konnte. Dazu baute die Reichswehr unter anderem institutionalisierte Kontakte zu Unternehmen und Verwaltungsinstanzen auf und suchte durch Beziehungen zu den rechten „Wehrverbänden“, an erster Stelle dem „Stahlhelm“, die vormilitärische Ausbildung der Jugend zu fördern. Die ausgreifende Kontaktpflege der Reichswehr stieß allerdings auf den Widerstand der – 1932 auch aus diesem Grund gestürzten – preußischen Regierung, während die wehrsportlichen Aktivitäten der rechten Verbände nicht die gleiche Attraktivität entfalteten wie die Angebote der allgemeinen Sportverbände. Man wird deshalb für die Zeit vor 1933 die Breitenwirksamkeit der Mobilisierungsbemühungen der Reichswehr mit Skepsis beurteilen müssen. Nach dem Machtverlust der SA 1934 und der Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht 1935 war die Führung der zur Wehrmacht gewordenen Reichswehr freilich in einer Position, in der sie mit Hilfe des Staates für einige Jahre ihr Konzept in die Tat umsetzen konnte, bis das nationalsozialistische Regime das Heft an

¹⁶ Dennis E. Showalter, Plans, Weapons, Doctrines. The Strategic Cultures of Interwar Europe, in: Roger Chickering/Stig Förster (Hg.), *The Shadows of Total War. Europe, East Asia, and the United States, 1919-1939*, New York 2003, S. 55-81; Hew Strachan, War and Society in the 1920s and 1930s, in: ebd., S. 35-54; Stig Förster (Hg.), *An der Schwelle zum Totalen Krieg. Die militärische Debatte über den Krieg der Zukunft 1919-1939*, Paderborn 2002.

sich riss und auf einen Krieg zusteuerte, den die Militärs so nicht, oder jedenfalls noch nicht, hatten führen wollen.¹⁷

„Brutalisierung“ durch den Krieg?

Die unheilvollste Erbschaft des ersten nahezu totalen Krieges wird oft in einer nachhaltigen „Brutalisierung“ der an ihm beteiligten Gesellschaften gesehen. Ein Beispiel von vielen ist Eric J. Hobsbawms Charakterisierung des Krieges als einer „Maschine zur Brutalisierung der Welt“.¹⁸ Andere Autoren benutzen die These vor allem zur Deutung der deutschen Nachkriegsgeschichte, ohne ihre prinzipielle Gültigkeit in Frage zu stellen.¹⁹

Ihre ersten Versionen entstanden schon bald nach 1918 im Anschluss an Sigmund Freuds Überlegungen zur menschlichen Destruktivität und einem ihr zugrunde liegenden „Todestrieb“. Die These stützt sich in erster Linie auf die literarischen Werke und Selbstzeugnisse der Vertreter des „soldatischen Nationalismus“ und anderer Künstler und Intellektueller, die zur nicht sehr großen Zahl der Kriegsfreiwilligen aus dem Bürgertum gehörten. Die Gewalt des Krieges erlebten sie als Schock, der sie der bürgerlichen Welt tief entfremdete. Diese Desillusionierung und die Bejahung von Gewalt als elementarer Kraft zur Erneuerung der Nation, die aus den Schriften des „soldatischen Nationalismus“ sprach, wurde in der Brutalisierungsthese ohne weiteres *allen* Soldaten

¹⁷ Michael Geyer, *Aufrüstung oder Sicherheit. Die Reichswehr in der Krise der Machtpolitik*, Wiesbaden 1980; Bernhard R. Kroener, *Mobilmachungsplanungen gegen Recht und Verfassung. Kriegsvorbereitungen in Reichsheer und Wehrmacht 1918 bis 1939*, in: Thoß/Volkman (Hg.), *Erster Weltkrieg* (Anm. 7), S. 57-77; Groß, *Dogma* (Anm. 7), S. 153-159.

¹⁸ Eric J. Hobsbawm, *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, München 1995, S. 163. Vgl. Norman Stone, *Europe Transformed 1878-1919*, Oxford 1999, S. 277; Pierre Renouvin, *La Crise Européenne et la Première Guerre Mondiale (1904-1918)*, Paris 1969, 742-43; Stanley G. Payne, *Geschichte des Faschismus. Aufstieg und Fall einer europäischen Bewegung*, München/Berlin 2001, S. 100; Stéphane Audoin-Rouzeau/Annette Becker, *14-18. Understanding the Great War*, New York 2002, S. 32-36.

¹⁹ So besonders George L. Mosse, *Gefallen für das Vaterland: nationales Heldentum und namenloses Sterben*, Stuttgart 1993, S. 195-222; neuerdings etwa Klaus M. Mallmann, *Kommunisten in der Weimarer Republik. Sozialgeschichte einer revolutionären Bewegung*, Darmstadt 1996, S. 226; Niall Ferguson, *The Pity of War*, New York 1999, S. 357-366; Sven Reichardt, *Faschistische Kampfbünde. Gewalt und Gemeinschaft im italienischen Squadristismus und in der deutschen SA*, Köln 2002, S. 616.

zugeschrieben. Damit schien im Blick auf die deutsche Geschichte ein wesentlicher Grund für die Attraktivität des Nationalsozialismus gefunden zu sein.²⁰

Neuerdings ist die These durch eine Reihe von Studien in Frage gestellt worden. Ihre Kritik richtet sich sowohl auf die vermeintlichen Ergebnisse des Brutalisierungsprozesses als auch auf seine Mechanismen.²¹ Zu ihrem Verständnis ist es hilfreich, zwei Sachverhalte analytisch zu trennen, die von der Brutalisierungsthese undifferenziert als Einheit behandelt werden, obwohl sie nicht notwendig miteinander zusammenhängen:

- 1) die Brutalisierung der Frontsoldaten als Individuen durch die ausgeübte und erlittene Gewalt im Sinn eines den Krieg überdauernden Abbaus von Hemmungen gegenüber gewaltsamem Verhalten,
- 2) die Brutalisierung der politischen Kultur der Zwischenkriegszeit, die sich in politisch motivierter Gewalt niederschlug.

Wenn sich die erste der beiden Versionen als nicht haltbar erweist, ist damit die zweite noch keineswegs hinfällig. Jedoch wird dann ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen der Brutalisierung und dem Kriegserlebnis nicht mehr zwingend. Die Diskurse, Rituale und Symbole der politischen Kultur treten damit in den Vordergrund.

Es lässt sich nicht bestreiten, dass in einer Reihe europäischer Länder die Jahre nach 1918 von politisch motivierter Gewalt in einem nie da gewesenen Ausmaß gekennzeichnet waren und dass ehemalige Frontsoldaten daran einen besonderen Anteil hatten. Das galt vor allem für Deutschland und Italien, für die neue Sowjetunion und ihre westlichen Randgebiete, aber auch für andere Staaten Ost- und Südosteuropas. Die Frei-

²⁰ Zur Entstehung der Brutalisierungsthese im Einzelnen Ziemann, *Front* (Anm.8), S. 9-18. Die Entwicklung der These steht im Zusammenhang mit den Versuchen deutscher Emigranten (wie George L. Mosse), sozialpsychologische Erklärungen für den Massenzulauf zum Nationalsozialismus zu finden, die über den einfachen Verweis auf die Weltwirtschaftskrise oder die Anziehungskraft der Person Hitlers hinausreichten. Zur Debatte über Desillusionierung und Brutalisierung in England und Frankreich vgl. Joanna Bourke, *Dismembering the Male. Men's Bodies, Britain, and the Great War*, Chicago 1996, S. 18-22; sowie Paul Fussell, *The Great War and Modern Memory*, London 1975; Samuel Hynes, *A War Imagined. The First World War and English Culture*, London 1990; John Cruickshank, *Variations on Catastrophe. Some French Responses to the Great War*, Oxford 1982.

²¹ Bourke, *Dismembering* (Anm. 20); Ziemann, *Front* (Anm. 8); Dirk Schumann, *Politische Gewalt in der Weimarer Republik, 1918-1933. Kampf um die Straße und Furcht vor dem Bürgerkrieg*, Essen 2001; Andreas Wirsching/Dirk Schumann (Hg.), *Violence and Society after the First World War* (= *Journal of Modern European History* 1, 2003); vgl. die Aufnahme der Diskussion bei Jost Dülffer/Gerd Krumeich (Hg.), *Der verlorene Frieden. Politik und Kriegskultur nach 1918*, Essen 2002.

korps, die in Berlin und München, im Ruhrgebiet und in anderen Teilen Deutschlands Arbeiteraufstände niederschlugen, die „Black and Tans“, die mit ähnlicher Härte gegen die irische Unabhängigkeitsbewegung vorgingen, oder die italienischen „Squadristi“, die mit ihren blutigen Strafaktionen gegen die Linke den Weg zur Machtübernahme der Faschisten 1922 bahnten, rekrutierten sich zum größten Teil aus ehemaligen Soldaten. Rechtsnationalistische „Wehrverbände“, an erster Stelle der „Stahlhelm. Bund der Frontsoldaten“, der zur Mitte der 1920er Jahre etwa 300,000 Mitglieder zählte, militarierten die politische Kultur in Deutschland und scheuten vor begrenzter Gewalt nicht zurück, um gegenüber der politischen Linken ihren Anspruch auf die Straße geltend zu machen. Neben dem ehemaligen Gefreiten Adolf Hitler spielten Kriegsteilnehmer wie der Ex-Hauptmann Ernst Röhm und der bekannte Kampfflieger und „Pour-le-Mérite“-Träger Hermann Göring eine prominente Rolle beim Aufstieg des Nationalsozialismus.²² Unmittelbar nach dem Waffenstillstand gab es zudem auf Sieger- wie Verliererseite die Angst, die heimkehrenden Soldaten könnten zu einem Sicherheitsproblem werden.²³

Neuere Studien lassen jedoch die erste Version der Brutalisierungsthese, wonach die große Mehrheit der Soldaten durch die Teilnahme am Krieg eine lange nachwirkende Bereitschaft zur Gewaltanwendung erworben habe, als nicht mehr haltbar erscheinen. Das lag zum einen an den unterschiedlichen Einsatzerfahrungen, ihren Rhythmen und der Anonymität des Tötens in den ‚Materialschlachten‘, wie sie oben skizziert wurden. Zum anderen zeigen die Analysen von vielen tausend Feldpostbriefen, dass die meisten Soldaten in regelmäßigem Kontakt mit ihren Angehörigen standen und an deren Alltag intensiven Anteil nahmen. Soldaten bäuerlicher Herkunft gaben Anweisungen für die Arbeiten auf dem Hof und konnten bei gelegentlichen Urlauben sogar persönlich daran mitwirken. Der Bruch zwischen ihrem zivilen Leben und dem Leben als Soldat war

²² Hagen Schulze, *Freikorps und Republik 1918-1920*, Boppard 1969; Erhard Lucas, *Märzrevolution im Ruhrgebiet. März/April 1920*, 2 Bde., Frankfurt 1973/74; Richard Bennett, *The Black and Tans*, London 1959 (Neuausgabe London 1970); Volker R. Berghahn, *Der Stahlhelm. Bund der Frontsoldaten 1918-1935*, Düsseldorf 1966; Reichardt, *Kampfbünde* (Anm. 19); Peter Longerich, *Die braunen Bataillone. Geschichte der SA*, München 1989.

²³ Susan Kingsley Kent, *Making Peace. The Reconstruction of Gender in Interwar Britain*, Princeton, N. J. 1993; Jon Lawrence, Forging a Peaceable Kingdom. War, Violence, and Fear of Brutalization in Post-First World War Britain, in: *Journal of Modern History* 75 (2003), S. 557-589; Richard Bessel, *Germany after the First World War*, Oxford 1993, S. 243f.; Schumann, *Gewalt* (Anm. 21), S. 67-69.

auch deshalb keineswegs so groß, wie in der älteren Forschung angenommen.²⁴ Als nicht stichhaltig, jedenfalls nicht auf mittlere Sicht, erwiesen sich die Befürchtungen, jeder heimkehrende Soldat sei ein potentieller Gewalttäter. Zwar deuten die verfügbaren Statistiken auf eine Zunahme der Tötungsdelikte in den unmittelbaren Nachkriegsjahren hin. Doch hatte sich in der ersten Hälfte der 1920er Jahre der Vorkriegstrend des stetigen Rückgangs der Zahl an Gewaltverbrechen wieder durchgesetzt.²⁵ 1910 hatte die Mordrate in England bei 0,81 gelegen; 1920 stieg sie leicht auf 0,83, um bis 1930 auf 0,75 zu sinken.²⁶ Die Rate der Vergewaltigungen war in Frankreich mit 1,6 in den 1920er Jahren weitaus niedriger als zwischen 1901 und 1910 (2,1).²⁷ Und in Deutschland lag die Zahl der einfachen und gefährlichen Körperverletzungen selbst im Chaos der Hyperinflation 1923 deutlich niedriger als in der Vorkriegszeit. Die hier im Ganzen stark gestiegene Kriminalität der Nachkriegszeit in Deutschland war in erster Linie Eigentumskriminalität, die mit der Inflation zusammenhing, nicht Gewaltkriminalität.²⁸

Die deutschen Freikorps mobilisierten 1919/20 insgesamt 400,000 Mann, allerdings waren nicht mehr als 250,000 zum gleichen Zeitpunkt einsatzfähig. Hinter dieser Zahl verbargen sich jedoch viele verschiedenartige Verbände und keineswegs nur brutale Gewalttäter. Das Landesjägerkorps, die größte Einheit, wurde professionell geführt und kämpfte im Ganzen diszipliniert. Ein Vielfaches an Mitgliedern wiesen dagegen die „Einwohnerwehren“ auf, die sich 1919 überall in Deutschland zum Schutz der ‚Ordnung‘ vor dem Chaos einer kommunistischen Revolution bildeten und vorwiegend aus dem Bürgertum und dessen Kriegsteilnehmern rekrutierten.²⁹ Als aber 1920 der Kapp-Putsch eine Aufstandsbewegung in Teilen der Arbeiterschaft auslöste und eine solche zweite Revolution zumindest in den Bereich des Möglichen rückte, blieben die Einwohnerwehren weitgehend untätig. Auch in Frankreich und in Großbritannien bildeten sich in den großen Streikbewegungen der unmittelbaren Nachkriegsjahre bürgerliche Selbst-

²⁴ Bourke, *Dismembering* (Anm. 20), S. 124-170; Ziemann, *Front* (Anm. 8), S. 229-308; Bernd Ulrich, *Die Augenzeugen. Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914-1933*, Essen 1997.

²⁵ Jean-Claude Chesnais, *Histoire de la violence en Occident de 1800 à nos jours*, Paris 1982, S. 53-55, 68, 159; Moritz Liepmann, *Krieg und Kriminalität in Deutschland*, Stuttgart 1930, S. 33f.

²⁶ Adrian Gregory, Peculiarities of the English? War, Violence and Politics: 1900-1939, in: Wirsching/Schumann, *Violence* (Anm. 21), S. 44-59, hier S. 45.

²⁷ Chesnais, *Histoire* (Anm. 25), S. 159.

²⁸ Liepmann, *Krieg* (Anm. 25), S. 38-40; Bessel, *Germany* (Anm. 23), S. 240-246.

²⁹ James N. Diehl, *Paramilitary Politics in Weimar Germany*, Bloomington, Ind. 1977, S. 23-74.

schutzformationen, die „Unions Civiques“ und „Citizen's Guards“. Doch blieben sie noch passiver als ihr deutsches Gegenstück.³⁰ Die Furcht des Bürgertums vor den Kommunisten, so ausgeprägt sie gewesen sein mag, führte nicht zu einem massiven Ausbruch gegen sie gerichteter Gewalt. Solange keine unmittelbare Gefahr für das eigene Leben und Eigentum bestand, sahen die besitzenden Bürger offenbar keinen Grund, zur Waffe zu greifen.

Wenn sich die Frontsoldaten organisierten, taten sie es keineswegs in erster Linie als Angehörige gewaltbereiter und den Krieg glorifizierender Organisationen wie der faschistischen „Squadristi“. 3,4 Millionen Mitglieder zählten die französischen Veteranenverbände, unter ihnen die „Union Nationale“ und die den Sozialisten nahe stehende „Union Fédérale des Combattants“. Sie schlossen sich 1927 unter einem Dachverband zusammen, kämpften für eine bessere Kriegsopferversorgung und vertraten außenpolitisch eindeutig pazifistische Positionen.³¹ In Deutschland organisierten sich 1,4 Millionen Veteranen in Interessenverbänden der Kriegsbeschädigten. An der Spitze stand mit über 600,000 Mitgliedern im Jahr 1921 der den Sozialdemokraten nahe „Reichsbund“. Auch das 1924 als Gegenkraft gegen die rechten Wehrverbände gegründete und mehr als eine Million Mitglieder umfassende „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold. Bund republikanischer Kriegsteilnehmer“ war den Sozialdemokraten verbunden und setzte sich für internationale Verständigung ein, nicht zuletzt zusammen mit der „Union Fédérale“ in Frankreich.³² Der zehnte Jahrestag des Kriegsausbruchs 1924 sah Massendemonstrationen der in den fünf Jahren davor stetig gewachsenen „Nie-Wieder-Krieg“-Bewegung.³³ Selbst der „Stahlhelm“, um den sich in den mittleren Weimarer Jahren alle rechtsnatio-

³⁰ Schumann, *Gewalt* (Anm. 21), S. 70-83; Andreas Wirsching, *Vom Weltkrieg zum Bürgerkrieg? Politischer Extremismus in Deutschland und Frankreich 1918-1939. Berlin und Paris im Vergleich*, München 1999, S. 119-124; Noreen Branson, *Britain in the Nineteen Twenties*, Minneapolis 1976, S. 30-32, 192-197.

³¹ Antoine Prost, *In the Wake of War: 'Les Anciens Combattants' and French Society, 1914-1939*, Oxford 1992.

³² Robert Weldon Whalen, *Bitter Wounds. German Victims of the Great War, 1914-1939*, Ithaca 1984; Karl Rohe, *Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold. Ein Beitrag zur Geschichte und Struktur der politischen Kampfverbände zur Zeit der Weimarer Republik*, Düsseldorf 1966; Benjamin Ziemann, *Republikanische Kriegserinnerung in einer polarisierten Öffentlichkeit. Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold als Veteranenverband der sozialistischen Arbeiterschaft*, in: *Historische Zeitschrift* 267 (1998), S. 357-398.

³³ Reinhold Lütgemeier-Davin, *Basis-Mobilisierung gegen den Krieg. Die Nie-Wieder-Krieg-Bewegung in der Weimarer Republik*, in: Karl Holl/Wolfram Wette (Hg.), *Pazifismus in der Weimarer Republik*, Paderborn 1981, S. 47-76.

nalistischen Kräfte versammelten, war in seinen Anfängen eine politisch neutrale Organisation zur Vertretung materieller Interessen der Veteranen.³⁴

Die weit überwiegende Mehrheit der Soldaten, so darf man aus all diesen Befunden schließen, war durch ihre Erlebnisse an der Front nicht nachhaltig brutalisiert worden. Größere Plausibilität als der ersten lässt sich allerdings der zweiten Version der Brutalisierungsthese zusprechen. Politische Gewalt belastete in der Zwischenkriegszeit viele Länder. Sie war jedoch nicht einfach eine Fortsetzung der militärischen Gewalt des Krieges, sondern variierte nach Form und Ausmaß zwischen den von ihr betroffenen Regionen. Grob vereinfacht lassen sich zwei Hauptformen unterscheiden:

- 1) der Bürgerkrieg, in dem größere Verbände von militärisch Bewaffneten mit dem Ziel aufeinander trafen, den Gegner zu vernichten, und die angewandte Gewalt zur schnellen Entgrenzung tendierte,
- 2) der Straßenkampf, in dem sich kleinere Gruppen gegenüberstanden, die nur in Einzelfällen über Schusswaffen verfügten und in erster Linie ihre Gegner einschüchtern, aber nicht unbedingt schwer verletzen wollten, um ihren Anspruch auf Kontrolle des öffentlichen Raumes zu manifestieren.

In Russland und den westlichen Grenzgebieten der sich herausbildenden Sowjetunion ging der Erste Weltkrieg bruchlos in einen blutigen, mehrere Jahre dauernden Bürgerkrieg über. In Deutschland blieb es zwischen 1919 und 1921 bei punktuellen Bürgerkriegskämpfen. Abgesehen von einzelnen spektakulären Morden spielte sich die politische Gewalt der Jahre danach in Form des Straßenkampfs ab, der zwar immer mehr Regionen erreichte, aber selbst in den letzten Jahren der Weimarer Republik weitaus weniger Opfer forderte als der punktuelle Bürgerkrieg der ersten Jahre. In dem von zahlreichen Wahlkämpfen und politischer Hochspannung gekennzeichneten Jahr 1932 starben bei solchen Auseinandersetzungen auf der Straße 155 Menschen und damit so viele wie in den Jahren 1929 bis 1931 zusammen – doch allein im März 1919 waren bei den Bürgerkriegskämpfen in Berlin mehr als tausend Menschen ums Leben gekommen.³⁵ Auch in Italien standen die Nachkriegsjahre im Zeichen von Kämpfen um die Straße, die hier

³⁴ Berghahn, *Stahlhelm* (Anm. 22), S. 13-26.

³⁵ Schumann, *Gewalt* (Anm. 21), S. 306f., 320; Wirsching, *Weltkrieg* (Anm. 30), S. 130.

aber mit massiverer und tödlicherer Gewalt verbunden waren als in Deutschland und 1922 zur Machtübernahme der Faschisten führten. Auch Frankreich erlebte in den unmittelbaren Nachkriegsjahren Auseinandersetzungen in der Form des Straßenkampfs, dann erst wieder um die Mitte der 1930er Jahre, doch mit erheblich weniger Opfern als in Italien oder Deutschland. Von der blutigen Unterdrückung der irischen Unabhängigkeitsbewegung abgesehen, die nach öffentlichen Protesten gegen das Vorgehen der „Black and Tans“ 1921 abgebrochen wurde, blieb Großbritannien bis in die 1930er Jahre von politischer Gewalt verschont. Als die Faschisten Oswald Mosleys vergleichsweise harmlose Krawalle provozierten, verloren sie rasch an Zulauf.³⁶

Offensichtlich lassen sich die skizzierten Unterschiede nicht einfach auf den Sieg oder die Niederlage im Ersten Weltkrieg zurückführen. Vielmehr scheinen sich in ihnen Unterschiede der politischen Traditionen und Kulturen auszudrücken, die ihre Wurzel in den unterschiedlichen Wegen der Nationalstaatsbildung hatten. Nach einer von Theodor Schieder vorgeschlagenen Typologie entstanden die Nationalstaaten in Westeuropa in Folge innerstaatlicher Revolutionen, danach die Nationalstaaten in Mitteleuropa und Italien durch Einigungsbewegungen und schließlich in Osteuropa durch Sezessionsbewegungen, die zum Teil erst durch den Zerfall der Habsburger Monarchie im Ersten Weltkrieg zum Abschluss kamen.³⁷ Nach 1918 war entgrenzte Gewalt in weitem Ausmaß für die Länder des Sezessions-Nationalismus typisch. Die vereinzelt bürgerkriegsartig aufflackernde, die demokratischen Verfassungen letztlich zerstörende Gewalt paramilitärischer Gruppen charakterisierte die Staaten des Einigungs-Nationalismus. In den alten Nationalstaaten konnte die Gewalt dagegen unter Kontrolle gehalten werden und gefährdete die politischen Systeme nicht prinzipiell. Das Ausmaß der politischen Gewalt in der Nachkriegszeit hing demnach entscheidend davon ab, wie umstritten Staatsgrenzen waren und auf welche Traditionen demokratische Institutionen zurückblicken konnten.³⁸

³⁶ Reichardt, *Kampfbünde* (Anm. 19); Andreas Wirsching, Political Violence in France and Italy after 1918, in: ders./Schumann, *Violence* (Anm. 21), S. 60-79; Gregory, Peculiarities (Anm. 26).

³⁷ Theodor Schieder, Typologie und Erscheinungsformen des Nationalstaats in Europa, in: *Historische Zeitschrift* 202 (1966), S. 58-81.

³⁸ Weitere Überlegungen dazu bei Dirk Schumann, Europa, der Erste Weltkrieg und die Nachkriegszeit: eine Kontinuität der Gewalt?, in: Wirsching/ders., *Violence* (Anm. 21), S. 24-43.

Den wichtigsten Anstoß für die politische Gewalt der Zwischenkriegszeit gab jedoch die bolschewistische Oktoberrevolution in Russland. Sie brachte den radikalsten Flügel der Arbeiterbewegung an die Macht, der seine Gegner mit Vernichtung bedrohte und ebenso radikale Reaktionen hervorrief. Ohne den Ersten Weltkrieg hätten sich die Bolschewisten kaum durchgesetzt, aber sie hatten sich auf dem Boden des Zarenreiches lange vorher entwickelt. Auch ihre radikalen Gegner, die europäischen Faschisten, waren einerseits ein Produkt des Krieges, aus dem sie ihr militarisiertes Auftreten und ihre Gewaltbereitschaft mitbrachten. Aber auch sie wurzelten andererseits in den Vorkriegstraditionen der europäischen Rechten.³⁹ So war die Brutalisierung der politischen Kultur im Europa der Zwischenkriegszeit nur mittelbar ein Produkt des Weltkrieges, in erster Linie aber das Ergebnis einer extremen Zuspitzung des Konflikts zwischen der sozialistischen Arbeiterbewegung und ihren Gegnern im nationalen Lager, und zwar dort, wo dieser nicht durch integrierende nationale Traditionen entschärft werden konnte. Die Kriegserfahrung, die Anteil an der gewaltsamen Zuspitzung dieses Konflikts hatte, war nicht so sehr die des Weltkriegs selbst, sondern vielmehr die des russischen Bürgerkriegs mit seinen regionalen Weiterungen. Er war kein moderner Maschinenkrieg; traditionelle Waffen und der Kampf Mann gegen Mann spielten die zentrale Rolle.⁴⁰ Deutschen Freikorpsoldaten, die im Baltikum gegen die Rote Armee gekämpft hatten, zeichneten sich nachher in Deutschland durch besondere Brutalität aus. Gleiches gilt für die Teilnehmer an den Kämpfen gegen polnische Verbände um die Grenzen Oberschlesiens im Jahr 1921. Aus beiden Gruppen rekrutierten sich später nicht wenige SA-Führer. Die meisten SA-Mitglieder jedoch hatten den Weltkrieg als Kinder und Jugendliche erlebt.⁴¹ Wenn sie zu Anfang der 1930er Jahre weitaus rücksichtsloser gegen ihre Gegner auf der Straße vorgingen als der „Stahlhelm“ und andere Wehrverbände ein Jahrzehnt vorher, so war dies das Ergebnis eines schrittweisen Radikalisierungsprozesses, nicht jedoch einer vorhergehenden Kriegserfahrung. Die Brutalisierung der politischen Kultur der Zwischenkriegszeit war auch dort, wo sie eintrat, nicht unausweichlich und durch den Ersten Weltkrieg mitbedingt, aber nicht erzwungen.

³⁹ Allgemein zum europäischen Faschismus: Payne, *Faschismus* (Anm. 18).

⁴⁰ Dietrich Beyrau, Der Erste Weltkrieg als Bewährungsprobe. Bolschewistische Lernprozesse aus dem ‚imperialistischen‘ Krieg, in: Wirsching/Schumann, *Violence* (Anm. 21), S. 96-124.

⁴¹ Robert G. L. Waite, *Vanguard of Nazism: the Free Corps Movement in Postwar Germany 1918-1923*, New York 1952; Schumann, *Gewalt* (Anm. 21), S. 137; Longerich, *Bataillone* (Anm. 22), bes. S. 145f.; Peter H. Merkl, *The Making of a Stormtrooper*, Princeton, N.J. 1980.

Epilog

Die Gewalterfahrungen des Ersten Weltkriegs wurden durch die des Zweiten gleichsam überschrieben oder doch mindestens relativiert. Die weitaus größere Zahl der Opfer, gerade auch unter der Zivilbevölkerung, die Entgrenzung der Gewalt im Krieg gegen die Sowjetunion und vor allem der Holocaust ließen die Gewalt des Ersten Weltkriegs als Vorstufe eines beispiellosen Abstiegs in die Barbarei erscheinen. Während des Zweiten Weltkriegs war der Erste durchaus als Erfahrungsraum präsent: Das oft erwähnte Fehlen von Kriegsbegeisterung in Deutschland in den ersten Septembertagen 1939 ist ebenso ein Beleg dafür wie Hitlers Furcht vor den sein Regime destabilisierenden Folgen einer umfassenden Frauendienstpflicht oder seine Haltebefehle für die Ostfront im Jahr 1942 und deren flexible Handhabung durch die Truppe.⁴²

Nach 1945 konnte der Erste Weltkrieg in Deutschland nicht mehr in jenem heroischen Modus erinnert werden, den in der Zwischenkriegszeit die politische Rechte benutzt hatte, um die vom Versailler Vertrag ausgelösten Emotionen gegen die Siegermächte zu schüren und einer aggressiven Außenpolitik das Wort zu reden.⁴³ In nationalkonservativen Kreisen konnte man allenfalls noch verklärende Erinnerungen an die Frontgemeinschaft des Krieges pflegen.⁴⁴ Einen ganz anderen Akzent setzte Carl Zuckmayers 1955 erschienene Novelle „Engele von Loewen“ (1956 unter dem Titel „Ein Mädchen aus Flandern“ von Helmut Käutner verfilmt), die Geschichte der Liebe zwischen einem deutschen Leutnant und einer Belgierin. Für den ehemaligen Kriegsfreiwilligen Zuckmayer war der Erste Weltkrieg jetzt ein Universum von Zerstörung und Korruption, das die Liebenden voneinander trennte und dann, als sie sich wiederfanden, den sicheren Tod zu bereiten schien, dem sie nur dank eines unverhofft glücklichen Umstandes ent-rinnen konnten. Auch auf alliierter Seite, wo jetzt der Zweite Weltkrieg zum unumstrittenen Symbol eines Feldzugs für die gerechte Sache wurde, trat eine Deutung des Ersten

⁴² Vgl. Kershaw, *Hitler* (Anm. 15), S. 735; Groß, *Dogma* (Anm. 7), S. 162-165.

⁴³ Vgl. Bernadette Kester, *Film Front Weimar. Representations of the First World War in German Films from the Weimar Period (1919-1933)*, Amsterdam 2002.

⁴⁴ Jörg Echternkamp, *Zwischen Selbstverteidigung und Friedenskampf – Der Erste Weltkrieg im Vergangenheitshorizont der Deutschen 1945-1960*, in: Thoß/Volkman (Hg.), *Erster Weltkrieg* (Anm. 7), S. 641-668, hier S. 649f.

in den Vordergrund, die in ihm vor allem den Inbegriff sinnlosen Massensterbens sah. Die beißende Kritik des US-amerikanischen Filmregisseurs Stanley Kubrick am menschenverachtenden Ehrgeiz französischer Generäle in „Paths of Glory“ von 1957 (mit Kirk Douglas in der Hauptrolle) ist ein frühes Beispiel, dem nicht zuletzt mehrere britische folgten, im Kino wie im Fernsehen. Auch wenn sich in Peter Weirs „Gallipoli“ von 1981 australischer Nationalstolz manifestierte, folgte sein Film, der den Fehlschlag des von britischen Generälen geführten Landungsunternehmens auf den Dardanellen 1915 schilderte, demselben Grundmuster.⁴⁵ Die Soldaten des Ersten Weltkrieges erschienen im öffentlichen Bewusstsein jetzt vorrangig als Opfer einer anonymen Gewaltmaschine, nicht mehr als Männer, die Gewalt auch zugefügt hatten. Heroische Kämpfer oder aber gefährliche Gewalttäter wurden nun unter den Soldaten des Zweiten Weltkriegs gesucht. Für immer weniger Zeitgenossen war der Erste Weltkrieg Teil der gelebten Erfahrung, und in Deutschland mag er sich endgültig in einen Gegenstand der Geschichtswissenschaft verwandelt haben. In Frankreich jedoch kam es zum 80. Jahrestag des Kriegsendes zu einer heftigen öffentlichen Kontroverse darüber, wie viel Verständnis den erschossenen Meuterern von 1917 entgegenzubringen sei.⁴⁶ Die Gewalt des Ersten Weltkriegs hat manche Wunden aufgerissen, die auch heute noch nicht verheilt sind.

PD Dr. Dirk Schumann

*Deutsches Historisches Institut/
German Historical Institute
1607 New Hampshire Ave. N.W.
Washington, D.C. 20009-2562*

Zitierempfehlung:

Dirk Schumann, Gewalterfahrungen und ihre nicht zwangsläufigen Folgen. Der Erste Weltkrieg in der Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: Zeitgeschichte-online, Thema: Fronterlebnis und Nachkriegsordnung. Wirkung und Wahrnehmung des Ersten Weltkriegs, Mai 2004, URL: <<http://www.zeitgeschichte-online.de/md=EWK-Schumann>>

⁴⁵ Andrew Kelly, *Cinema and the Great War*, London 1997, S. 162-180; Edmund J. Yorke, Cultural Myths and Realities: the British Army, War, and Empire as Portrayed on Film, 1900-1990, in: Ian Stewart/Susan L. Carruthers (Hg.), *War, Culture, and the Media. Representations of the Military in 20th Century Britain*, Trowbridge 1996, S. 91-100, hier S. 97-99.

⁴⁶ Nicolaus Offenstadt, *Les fusillés de la Grande guerre et la mémoire collective, 1914-1999*, Paris 1999.